

WLADIMIR LINDENBERG - TSCHELISCHTSCHEW
EIN RUSSISCH-DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER IN BERLIN 1914 BIS 1995

Wolfgang Kasack

H heute - 1995 - blickt der 93jährige Wladimir Lindenberg auf 37 Bücher zurück. Geboren wurde er als Nachfahre des alten russischen Adelsgeschlechts der Tschelischtschews in Moskau 1902, nach Deutschland floh er mit seinem Stiefvater, dessen Namen er trägt, 1918, nach Berlin übersiedelte er nach der Entlassung aus dem deutschen Konzentrationslager 1941, und dort lebt er als Arzt und Schriftsteller in Schulzendorf bei Tegel seit 1944. Sein Haus ist das Behelfsheim, das er sich ein Jahr vor Kriegsschluß selbst baute, nachdem seine Wohnung den Bomben zum Opfer gefallen war. Dieses Haus wurde über Jahrzehnte zum gastlichen Treffpunkt sehr vieler Menschen, dort half er als Nervenarzt seinen Patienten, dort schrieb er seine vielen Bücher: autobiographische und religiös-ethische. Ihre Titel spiegeln sein Wesen: *Mysterium der Begegnung, Die Menschheit betet, Training der positiven Lebenskräfte, Yoga mit den Augen eines Arztes, Gottes Boten unter uns, Schicksalsgefährte sein, Riten und Stufen der Einweihung, Mit Freude leben, Geheimnisvolle Kräfte um uns, Tag um Tag ist guter Tag, Die Heilige Ikone, Lob der Gelassenheit, Über die Schwelle*. Alle sollen geistige Lebenshilfe sein – und sie leisten das. Zum 90. Geburtstag ehrte die Stadt Berlin Wladimir Lindenberg mit dem Titel eines Professors, was auf die umfassende Kenntnis, die seinen Büchern zugrundeliegt, und seinen großen Beitrag zum Verständnis der russischen Kultur bei uns abzielt. Zu diesem Ereignis gab der Britische Botschafter in Berlin einen Empfang, um ihn als Menschen und Freund zu ehren. Der große Kreis der Freunde und Verehrer war überwältigend. Auch russische Verwandte aus Rußland und den USA waren unter den Gästen. Am 1. Juni 1995 wurde wieder einmal eine Fernsehsendung mit ihm gezeigt, die dem "Russischen Berlin" gewidmet war; da be-

tonte er u.a. zwei Dinge: Es waren die reichsten und die begabtesten Russen, die um 1920 vor dem roten Terror nach Berlin fliehen konnten, und es bleibt dankbar zu begrüßen, daß sie damals im Lande des gestrigen Kriegsfeindes ihre erste Bleibe fanden.

Lindenberg verbindet die russische und die deutsche Kultur, er erfüllt damit den Sinn des so schweren Schicksalsschlages einer Emigration. 1920 hielt er Erinnerungen an die *Drei Häuser*, in denen er als Folge des bolschewistischen Umsturzes in Rußland gelebt hatte, auf russisch fest (*Tri doma*, München 1985), schrieb aber gleichzeitig auf deutsch ein expressionistisches kurzes Theaterstück. Er war zweisprachig, wenn auch überwiegend mit Russisch aufgewachsen, war von seinem leiblichen Vater, der 1915 zu seiner Familie zurückgekehrt war, in das Geistesgut der Rosenkreuzer eingeführt worden und hatte nach der Ausreise im Hause seines ungeliebten Stiefvaters in Remscheid gelebt. Seine Bücher – nicht nur die sechs autobiographischen – basieren auf der russischen Erfahrung, auf der russischen Orthodoxie und bewußter russischer adliger Herkunft. Sie sind aber deutsch geschrieben und richten sich primär an ein deutsches Publikum.

Wladimir Lindenberg hat zwar das "Russische Berlin" der zwanziger Jahre kennengelernt, aber sein Besuch dort war nicht seine erste Begegnung mit Berlin. Der Reichtum seines Stiefvaters hatte ihm als Kind neben einer Reise nach China und Japan auch eine nach Westeuropa ermöglicht. Das war im März 1914, kurz vor seinem zwölften Geburtstag. Sie stand im Zusammenhang mit den direkten Beziehungen der Tschelischtschews sowohl zum russischen Kaiserhaus als auch zum deutschen Hochadel, einer typischen Folge des im russischen Hochadel bestehenden Bewußtseins seiner oft Jahrhunderte zurückreichenden Verwandtschaft mit dem Zarenhof und deutschen Herrschergeschlechtern. Die Schwester der deutschen Gattin Nikolaus II., Großfürstin Jelisaweta Fjodorowna, war Wladimir Lindenberg's Patentante, seine "Tante Ella", die sich so gut um ihn und seine Familie bis zum Ende der Zarenzeit kümmerte, daß er noch heute Wert auf die russische Bezeichnung "Patenmutter" (*Krestnaja mat'*) legt. Sie wurde mit der Zarenfamilie auf Lenins Befehl hin ermordet. 1914 sorgte sie für einen Besuch von Lindenberg's Mutter Jadwiga und dem elfjährigen Wolodja bei Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, ihrem Bruder, in Darmstadt. Im dritten Band seiner Autobiographie *Bobik begegnet der Welt* (1969) schildert er diese Reise. Auf dem Wege machten sie in Berlin Station.

In der Erinnerung blieb ein Besuch in Schloß Sanssouci von Potsdam. Der Junge stellte es innerlich dem gegenüber, was ihm aus Rußland vertraut war:

Bobik [so nennt er sich in diesen Büchern] war begeistert von der Architektur; aber enttäuscht von den kleinen Ausmaßen, verglich er es mit dem Winterpalais, mit Zarskoje Selo, dem Peterhof oder der Gatschina (160).

Das zum Familienbesitz der Tschelischtschews gehörende Rosenkreuzerschloßchen bei Rybinsk – auch ein Barockschloß, aber kleiner als Sanssouci – kannte er damals noch nicht, so maß er dieses preussische Königsschloß an den Zarenschlössern in und bei Sankt Petersburg. Beim Gang durch Schloß Sanssouci wunderten ihn Schilder: “Nicht berühren”. Als er vor dem Sessel stand, “in dem der ‘alte Fritz’ gestorben war”, setzte er sich hinein,

und wollte sich in den seelischen Zustand des verehrten Monarchen versetzen. Er fühlte bereits eine seltsame Erstarrung, die durch seinen Körper ging, als er durch ein aufgeregtes Schreien jäh aufgeschreckt wurde (161).

Lindenberg hatte eine große meditative Gabe, die sein leiblicher Vater später in Rybinsk weiter entwickelte, so können wir diesen Zeilen durchaus Glauben schenken. Da zum jahrhundertealten Familienbesitz natürlich Einrichtungen wie die des Schlosses Sanssouci gehörten, begriff er einfach nicht, warum man gleiche Möbel in Deutschland nicht benutzen sollte.

Später haben auch die beiden weiteren Wellen der russischen Emigranten ihren Kulturschock erfahren, und aus der dritten Welle (1970/85) berichten manche, daß sie auch nach ein oder zwei Jahrzehnten davon nicht ganz frei seien. Der Schock durch die Kleinheit des Schlosses und das Verbot, “normale” Möbel zu benutzen, dürfte an die besondere Herkunft gebunden sein. Andere von Lindenberg festgehaltene “Schock”-Erlebnisse haben generellere Bedeutung: “Landschaften, die sich alle Kilometer veränderten”, machten ihm deutlich, wie klein Deutschland war und wie anders die Maßstäbe zu Hause in Rußland. Ähnlich erstaunte ihn, wie schmal der Rhein war, hatte er doch gerade eine Wolgafahrt hinter sich. (Mir ist von 1945 das umgekehrte Erlebnis unvergeßlich, als ich erstmals die Wolga erlebte). Auf der Reise “betrachtete er voller Ehrfurcht und Bewunderung Bauwerke und Kunstwerke, die noch vor der christlichen Ära entstanden waren” (173), begriff, daß in Deutschland die sichtbare Geschichte erheblich weiter zurückreichte, als er es aus Rußland

gewohnt war. Traurig machten ihn die deutschen Wälder, in denen Bäume in Reih und Glied wachsen mußten. Er kannte nur riesige natürliche Waldmassive. Beim Besuch der Ruine vom Kloster Heisterbach zog er die Verbindung zu seinen Vorfahren:

Er erinnerte sich daran, daß noch zu Lebzeiten des Caesarius von Heisterbach ein Ahne Bobiks aus dem Geschlecht Hainrichs des Löwen Wilhelm mit seinem Sohn Karl und ihrem Gefolge 1237, drei Jahre vor dem Tode des Abtes, nach Rußland zu dem Großfürsten Alexander Newski gekommen war [...]. Seine Nachfahren hatten Töchter der Rjurikidenfürsten geheiratet (181).

Vorher hatten diese deutschen Emigranten des 13. Jahrhunderts den russischen orthodoxen Glauben angenommen (mit Alexander Newskis Bruder als Paten), waren in die Bojarenschaft aufgenommen und mit Ländereien belehnt worden. Hier sucht Lindenberg, stolz auf seine russische und deutsche Herkunft, die genealogische Verbindung zwischen beiden Ländern. Noch heute hängt in seiner Wohnung ein Stich der Schlacht, in der Dmitri Donskoi mit entscheidender Hilfe eines seiner Tschelischtschewvorfahren die Tataren besiegte.

Die Besuche bei verschiedenen deutschen Adligen führten zum Vergleich der Menschen:

Sie vermißten die gastfreundliche, offene, herzliche russische Art. Die distanzierte Höflichkeit und das übertriebene Zeremoniell schuf zwischen den Menschen einen luftleeren Raum. In den obligaten russischen Umrarmungen, übertriebenen Anreden und Zärtlichkeiten war viel Wärme, die Menschen waren einfacher, ungekünstelter und offener zueinander. [...] Abends, nach solchen Empfängen, saß Bobik vor dem Spiegel und versuchte, sein zu einer freundlichen Maske erstarrtes Gesicht wieder in Ordnung zu bringen (190).

Ein Teil der mit einem Zeitabstand von über 50 Jahren festgehaltenen Erinnerungen an die erste Begegnung dieses russischen jungen Adligen mit Deutschland (dann auch Italien) hat seine Gültigkeit nicht verloren, kann zum wechselseitigen Verständnis von Russen und Deutschen auch in unserer Gegenwart beitragen. Anderes ist individueller und veranschaulicht eine Welt, die durch den bolschewistischen Umsturz zerstört wurde.

Der erste Aufenthalt in Deutschland mag die spätere Übersiedlung etwas erleichtert haben, aber in seinem Bericht über die erste Zeit im Hause seines Stiefvaters in Remscheid überwiegen Details des Kulturschocks. Unterschiedliche Essensgebräuche fallen schon zwischen

Familien des eigenen Landes auf. Für Lindenberg aber war es einfach unfaßbar, als man ihm Kartoffelpuffer mit rheinischem Apfelkraut vorsetzte "Eine wagenschmiereähnliche saure Paste" erinnert er sich in seinem nächsten Band *Bobik in der Fremde* (1971, 23). Er litt unter der fehlenden Beziehung zu Ikonen als Mittler zur geistigen Welt (25), vermißte überhaupt die gewohnte Religiosität. In Rußland war er zutiefst beeindruckt von den Starzen, den begnadeten Männern, die in etwas lockerer Verbindung mit einem Kloster den Menschen mit Rat und Gebet dienen, oft mit hellstichtiger und heilender Kraft. Dostojewski hat der Welt eine überzeugende Vorstellung davon mit seinem Starez Sossima (*Die Brüder Karamasow*) gegeben. Lindenberg hat für eine auszugsweise Veröffentlichung dieses Teiles (Freiburg 1982) ein Vorwort geschrieben, in dem er den Deutschen das russische Starzentum näherbringt und den Starez Sossima "die wunderbarste Figur in der gesamten Dichtung Dostojewskis" nennt. Lindenberg kam schon früh zu dem Schluß, daß der Westen durch seine Ratiobeherrschtheit wohl keinen Zugang zu den Starzen haben würde:

Was wirklich Gottesschau war und die Hinwendung zu solchen Menschen, die Gott schauten, das kannte man hierzulande nicht. Nur wenige begriffen dieses wundertätige Geheimnis (312).

Aber er vermißte auch einfach die Festlichkeit des orthodoxen Gottesdienstes, die feierlichen Gewänder, die hymnischen Gesänge. Lindenberg ist kein kopfbetonter Mensch geworden, ist herzensbetont geblieben. Im Religiösen hat er über seinen russischen orthodoxen Glauben hinaus einen inneren Ausgleich zwischen den Religionen und Kulturen der Welt gefunden.

In demselben Band hat er auch ein Kapitel dem "Berlin der zwanziger Jahre" gewidmet (169-184). Er war von Bonn aus, wo er ab April 1921 Medizin studierte, in den ersten Semesterferien dorthin gereist, um seine Mutter wiederzusehen. Da erzählt er von eigenem Erleben und verallgemeinert behutsam das Schicksal der "vielen Tausend geflüchteter Russen":

Auffangzentrum war Berlin. Es galt für alle zum ersten Mal im Leben, Brot zu verdienen. Die meisten hatten nichts Rechtes gelernt oder konnten das Gelernte nicht recht anbringen. Überall in der Stadt entstanden russische Restaurants, die Aristokratinnen kochten, Gardeoffiziere und Studenten bedienten. Andere Frauen nähten oder stickten, alte Generale oder Obristen verkauften Zeitungen.

Lindenberg erinnert an das deutsche Problem der sich entwickelnden extremistischen Parteien (Spartakus, NSDAP). "Die Russen hatten ihre eigenen Probleme; sie mußten überleben, die Zeit, bis sie in ihre Heimat zurückkehren könnten, überbrücken" (170). Natürlich hat der künftige Schriftsteller ein besonders waches Auge für das russische literarische und kulturelle Leben in Berlin. "Was zunächst dilettantisch begonnen hatte, wurde allmählich zu einem künstlerischen Höhepunkt" (170/171).

Aus der Sicht vom Ende des 20. Jahrhunderts, die einen Vergleich mit zwei weiteren Emigrationswellen ermöglicht, gewinnt sein Urteil über das Verhältnis der russischen Emigranten zum Gastland Bedeutung:

Die Russen integrierten sich nicht in die Berliner Bevölkerung; sie sprachen ihre Sprache, aßen in russischen Restaurants, lasen ihre Zeitungen und kümmerten sich nicht um die deutsche Politik, sie blieben ein geschlossener Fremdkörper im Gastvolk. Bald bildeten sich unter ihnen politische Gruppen und Grüppchen: Die Moskowiter sonderten sich von den Petersburgern ab, die alten Rurikidenfamilien von der neuen, von Peter und Katharina II. geschaffenen Nobility, dann gab es Monarchisten und Demokraten, die sich gegenseitig scheid ansahen und einander die Schuld am Zusammenbruch des Zarenreichs und später der Demokratie zuschoben (171).

Das grundsätzliche Verhalten, die mangelnde Integrationsbereitschaft, ist weitgehend geblieben, und die positiven Ausnahmen fallen auf. Zu diesen gehören aus der dritten Welle gegenwärtig in Deutschland die Schriftsteller Boris Chasanow, München, Lew Kopelew, Köln und Boris Schapiro, Tübingen. Wladimir Maximow aber war in Paris trotz seiner Verbindungen im Medienbereich typisch für die Isolierung. Für Alexander Solschenizyn, der in den USA keine einzige Reise unternahm, um das Land kennen zu lernen, gilt das noch mehr.

Lindenberg kam rasch in die Kreise der Schriftsteller und Maler, zumal da er dort "seinem Onkel oder Vetter, dem Maler Pawlik Tschechischew begegnet" (173), der in Berlin ausstellte, "Bühnendekorationen für den "Blauen Vogel" machte" (173) und Aussicht hatte, "auch Dekorationen für das Djagiljow-Ballett machen" zu können. Lindenberg's Hinweis, daß er in Berlin stets mit seinem Leibdiener auftrat, "der ein rosa Seidenhemd trug und nach Bauernmanier frisiert war", belebt das ungewöhnliche Zeitkolorit. Zu Beginn einiger treffender Kurzcharakteristiken steht: "Da war die feine Natalja Gontscha-

rowa, welche expressionistische Bilder malte, die aber ganz vom Geist der russischen Folklore erfüllt waren" (174).

Dann heißt es: "Der Schriftsteller Graf Alexej Tolstoi, ein mittelgroßer gedrungener Mann, begrüßte Bobik. Man spürte, wie sehr er von der Wichtigkeit seiner eigenen Person durchdrungen war" (174). Dieser Tolstoi war 1918 nach Paris gegangen, 1921 nach Berlin übersiedelt und erkaufte sich 1923 ein privilegiertes Leben in der UdSSR als 'Roter Graf' durch totale Anpassung an das sowjetische System, das seine gesellschaftliche Schicht sonst blutig ausmerzte. Lindenberg's Charakteristik ergänzt die von Bunin und Ehrenburg in deren Erinnerungen, die Alexej Tolstoi erschreckende Charakterlosigkeit vorwerfen. So ist es nur konsequent, wenn Lindenberg fortfährt: "Bobik schätzte seine Werke, aber er mochte ihn nicht; er versuchte, so schnell wie möglich sich seiner Unterhaltung zu entziehen".

Ebenso vom Menschlichen her geht Lindenberg auf seine Begegnung mit Andrej Bely ein. Er hatte ihn in Moskau kennengelernt, ihm verdankten seine Mutter und er die Verbindung zu der chinesischen Familie, die sie in China besucht hatten. In seinem Buch erinnert er sich, daß Bely ihn vor seiner Ausreise "in einem großen Saal, an dessen Wänden Vitrinen mit ägyptischen Altertümern standen" gebeten hatte, einen Brief an seine Frau Assja Turgenjewa mitzunehmen, die sich weiter bei Rudolf Steiner in Dornach aufhielt. Bely hoffte, sie werde zu ihm zurückkehren. In Berlin waren es Belys Augen, an denen Lindenberg ihn erkannte und mit denen er ihn charakterisiert: "einzigartige Augen, strahlend, kindlich, groß und hellblau" (174). Gleich nach der Umarmung sagte Bely, er sei wegen Assja gekommen. Lindenberg wußte aus seiner Begegnung mit ihr, wie hoffnungslos dieses Denken war. Belys Verhalten in Berlin war ihm peinlich, er mied den Kontakt. Auch hier versucht Lindenberg nicht, ein Porträt des großen Symbolisten zu geben, aber der Tupper, den er setzt, ist lebendig und typisch.

Lindenberg's Schilderung von Ilja Ehrenburg, der anders als Alexej Tolstoi nie zu den Emigranten, sondern immer zu den im staatlichen Auftrag ins Ausland entsandten gehört hatte, scheint einmalig zu sein: Er "stolzerte zwischen den Besuchern, blieb bei dem oder jenem stehen und sprach mit einer gewichtigen Miene, als ob er die ernstesten Dinge von der Welt erörterte. Bobik versuchte, ihm aus dem Weg zu gehen, er fand, er nehme sich zu wichtig, und das war ihm, Bobik, zuwider" (175).

Alexej Remisow gehörte auch zu denen, die Lindenberg schon aus Moskau kannte. Die Einführung ist überraschend:

Dann sah er einen Kopf mit wirrem borstenartigen Haar, der sich wie eine verbrauchte Klosettbürste ausnahm, dazu ein Babygesicht mit kleiner Nase, auf der eine ungeheuer dicke Brille saß (175).

Lindenberg ist dieser ungewöhnliche, sowohl im Christentum als auch in vorchristlichem religiösem Verständnis beheimatete Dichter innerlich nahe. Er wählt für ihn die Adjektive "wunderbar" und "phantastisch", wobei das letzte mindestens auch "phantasiereich" meinen dürfte. In Berlin befragte Remisow den Jungen über die Flucht aus Sowjetrußland, und Lindenberg schreibt, er habe "von den markantesten Erlebnissen" erzählt. Aus dem Band *Bobik im Feuerofen* wissen wir, was das für Erlebnisse waren. Der junge Adlige wartete in einem Keller auf seine Hinrichtung mit anderen Jungen seines Alters. Da erkannte er in einem der Bewacher und Vollstrecker den vertrauten Hausknecht der Tschelischtschews. Der packte ihn grob, sagte dem zweiten Soldaten, er nähme sich diesen allein vor, verließ mit ihm den Keller, schoß seine Salve in die Luft und wies ihm mit einem freundlichen Wort den besten Fluchtweg. Als dann später sein Stiefvater mit ihm ausreisen konnte, wurde beiden die Benutzung des geplanten Zuges untersagt. Proteste halfen nicht. Später erfuhren sie, daß dieser Zug mit einem Munitionszug zusammengestoßen war. Remisow dürfte für das Schicksalsmäßige solcher Bewahrungen ein sehr waches Gespür gehabt haben, aber Lindenberg geht hier darauf nicht ein. Er erweitert das Bild von Remisow, dem "wunderbaren Zauberer" (175), durch eine Schilderung von dessen Wohnung mit ihren "seltsamen Gegenständen", die an Fäden baumelten, die er durch den großen Raum gespannt hatte. "Alle stammten aus der Märchenwelt des Magiers". Es ist eine aus den Gegenständen und den daraus abgeleiteten Gedanken entstandene mythische, übernationale Welt, die dieser russische Schriftsteller sich im Westen geschaffen hat:

Da war ein Besen, auf dem die Hexe Baba Jaga zu einem Treffen mit dem Teufel in die Lüfte flog, daneben hing ein langer Oberschenkelknochen, den Remisow irgendwo auf einem aufgehobenen Friedhof stibitzt hatte: Das sei der Oberschenkelknochen der Baba Jaga gewesen, die ein Knochenbein hatte. Ausgestopfte Vögel tummelten sich auf einem dünnen Ast. Es seien jene Vögel, denen der Heilige Franz seinerzeit gepredigt habe. Alraunemännchen aller Art hingen an den Wänden, die er für mumifizierte Enkelkinder des Teufels erklärte. Ein völlig abgetragener Damenschuh mit schieferm Absatz sollte dem armen Aschenputtel gehört

haben. Allerlei Gestein von sonderbaren Formationen, das weiße Horn eines Einhorns, und seine riesige aus zwei Halbkugeln bestehende Seyschellennuß, die an einen nackten Negerpopo erinnerte, diese sei weiland König Ludwig XIV. für vierhunderttausend Dukaten verkauft worden, weil sie Wunderkräfte besitze. Einen völlig verschrumpelten Apfel erklärte der Dichter als den Apfel des Paris, den dieser damals heimlich weggeworfen habe, weil er zu sauer gewesen sei (175).

Lindenberg erwähnt begeistert die Lust des beim Erklären der Gegenstände fabulierenden Erzählers und seine "profunde Kenntnis der Märchen und Mythologien der ganzen Welt und der magischen Bräuche" (176).

Dem Buch nach kann man es so verstehen, daß es sich um Remisows Pariser Wohnung handelt. Im Gespräch am 31.5.1995 aber versicherte mir Lindenberg nachhaltig, es sei in Berlin gewesen. Er war auch jetzt – 74 Jahre nach dem Erlebnis – noch voller Begeisterung von den Geschichten, die Remisow an die Gegenstände geknüpft hatte. Außerdem ergänzte er seine Charakteristik um die Worte: "Er platzte vor Humor. Er hatte das, was die Engländer 'practical joke' nennen". Im übrigen betonte Lindenberg die "Ehrfurcht", die er Remisow gegenüber empfunden habe.

Lindenberg erzählt von verschiedenen anderen Begegnungen in Theater, Restaurants, Konzerten oder auch in privatem Kreis, die Einblicke in das durchaus sprudelnde Leben im Russischen Berlin geben. Am stärksten aber war wohl der Eindruck vom jüdischen Habimah-Theater, das in Berlin gastierte und wo er die Aufführung des allegorischen Dramas *Der Dibbuk* (auch *Der Dybuk*) von An-ski (Salomon Seiwil Rappoport) sah. Auch in seinen Worten während der Fernsehsendung vom 1.6.1995 war die Begeisterung noch zu spüren. Damals kamen er und seine Mutter in regelmäßigen Kontakt mit dem Hauptdarsteller. Wie bei Remisow war es eine geistige Verwandtschaft, die Lindenberg mit diesem Menschen verband. Es war ein dämonisches Stück, in dem das Okkulte auf Frömmigkeit basiert. Rafael Zwi, der Darsteller des "Dibbuk", eines Bräutigams, der sich nach seinem Tode der Seele seiner Braut bemächtigt, so daß die "ehrwürdigen Rabbis" genötigt sind, "Austreibungsrituale" vorzunehmen, erwies sich als ein nur zwei Jahre älterer Jude, "der sich ernsthaft mit den Geheimnissen des Talmud und der Kabbala beschäftigt hatte" (183). Der junge Lindenberg konnte auf sein "intensives Studium des großen Kabbalisten und Jesuiten Athanasius Kirchner (1601-1680)" zurückgreifen, und diese gemeinsame Basis führte sie auch auf ganz

andere Themen. Am nachhaltigsten waren die psychologischen Gespräche über die "Persönlichkeitsspaltung" des jungen Schauspielers, der sich in einem zu großen Ausmaß in die eigentlich nur zu spielende Rolle des "Dibbuk" versetzte. Er fühlte sich gezwungen, "auf mystische Weise zwei Leben am gleichen Tag zu leben" (183 f.). Der künftige Nervenarzt erlebte die Normalität eines anomalen Zustands, der künftige Schriftsteller bewahrte das in Berlin Erlebte, um es eines Tages durch Worte vermitteln zu können.

Lindenberg hatte Berlin von Bonn aus besucht. Dort studierte er und wurde dann Arzt. Große Reisen als Schiffsarzt, vor allem eine nach Afrika bereicherten sein Leben. 1936 wurde er verhaftet und als politischer Häftling in das KZ Neusustrum gebracht. Ein Polizist, der zu seinem Patientenkreis gehörte, hatte ihn wenige Stunden vor der Verhaftung gewarnt, aber Lindenberg wollte kein zweites Mal fliehen, nahm bereit sein Schicksal auf sich. Nach vier Jahren Arbeit im "Moorlager" wurde er in den "Klingelpütz" verlegt, das Kölner Gefängnis, das in der Regel für Hinrichtungen verwendet wurde. Dort kam es dank namhafter Fürsprecher wie Sven Hedin, den die Familie aus Rußland kannte, 1941 zu seiner Entlassung. Lindenberg begab sich nach Berlin und fand bei seiner Halbschwester Wera Unterkunft. Das Wesentliche jener Jahre hat er etwa 1972 im sechsten Band der Autobiographie *Himmel in der Hölle* (1983) beschrieben, der die Berliner Zeit von 1941 bis 1953 erfaßt.

Es war ein sehr anderes Berlin, das Lindenberg 1941 vorfand. Das "Russische", wie er es 1921 erlebt hatte, war wenige Jahre nach seinem Besuch zu Ende gegangen. An die Stelle des damals noch bestehenden gewissen Kontakts mit dem gewandelten Rußland war die stalinsche Isolierung getreten, die meisten Emigranten waren von Berlin nach Paris übersiedelt. Doch während Lindenburgs KZ-Zeit hatte Hitler den Krieg entfesselt, und ein Teil der Pariser Emigranten hatte sich zu einer erneuten Emigration, dieses Mal in die USA, entschlossen. Andere verließen Paris und blieben in Frankreich. Von den Pariser Emigranten kämpften einige wie Gajto Gasdanow in der Widerstandsbewegung, die sozial engagierte Dichterin Mutter Maria (Mat' Marija) verlor im deutschen KZ ihr Leben.

In Berlin mußte Lindenberg 1941 vor allem eine unauffällige Arbeit suchen. An eine Tätigkeit als Arzt war für den aus dem KZ Entlassenen nicht zu denken. Man half ihm zu einem Platz in einem pharmazeutischen Werk. Daneben trieb er Studien in der Staatsbibliothek als Vorbereitung geplanter Bücher – eines mit Lebensskizzen

berühmter Ärzte, das andere über frühverstorbene geniale Dichter wie Francois Villon, Georg Büchner, Sergej Jessenin oder Georg Trakl. Lindenberg stillte so nach der KZ-Haft sein dringendes Bedürfnis nach geistiger Nahrung (vgl. 184-189). An eine Veröffentlichung war bei einem so eindeutigen Gegner des Nationalsozialismus erst in der ersehnten Zeit nach dem Zusammenbruch zu denken. Zunächst aber entwickelte sich der Krieg, und dies auch noch erfolgreich für die deutsche Seite. Lindenberg lernte seine künftige Frau, die Bildhauerin Dolina von Roedern kennen, befreundete sich u.a. mit dem Buchhändler Andreas Wolf, auch einem Emigranten – sein Vater war ein Moskauer Verleger gewesen. Lindenberg hatte zeitlebens einen ungewöhnlich großen Bekannten- und Freundeskreis, und es wundert bei seiner politischen Haltung nicht, daß damals auch Birger Forell, der schwedische Pfarrer für Deutschland, dazugehörte, der mit ungeheurem Mut vielen Juden das Leben gerettet hat.

1944 fielen auch die Wohnungen von Lindenberg und Dolina von Roedern den Luftangriffen zum Opfer. Dieser Verlust führte zur Zuweisung jenes Grundstückes, auf dem sich Lindenberg mit einigen von ihm ausgewählten befreundeten Gleichbetroffenen sein heutiges Haus selbst baute (210). Vom Material her gehört es wohl in die Kategorie der Baracken, vom Geist her ist es ein erfülltes Zentrum, in dem der Hausherr unendlich viele Gäste empfangen und meist mit selbstgekochten Gerichten reichlich bewirtet hat. In seinem Buch *Himmel in der Hölle* spricht er anlässlich eines Gedichts seines Freundes Hans Jürgen Eggert aus jenen Tagen von der "Atmosphäre jener selbsterbauten, primitiven mönchischen Hütten". Er habe die innere Verbindung zu den "russischen Starzen und Eremiten, dem Heiligen Sergius und Heiligen Seraphim" gezogen, die "sich in der Wildnis unter den Augen der Bären und Wölfe und Füchse mit eigener Hand und primitiver Axt kleine Klausen, die sie wie ein Mantel umhüllten, bauten. [...] Um sie herum war ein schütterer Wald von weißen Birken, und Wolodja vermeinte, in seine russische Heimat zurückgekehrt zu sein, so nah und vertraut war ihm diese verzauberte Landschaft" (214). Lindenberg ist sich des positiven Geistes seiner so ungewöhnlich bescheidenen Behausung sehr bewußt. In seinem Buch *Geheimnisvolle Kräfte um uns* (1974) schreibt er:

In meinem Haus in Schulzendorf und in Ranerding [ein zweites Haus in Bayern] habe ich bewußt die Atmosphäre der guten Strahlen gepflegt. Wie andere ihre Teppiche klopfen oder den Staub wegwischen, so waren meine Frau und ich bemüht, alle ungunstigen Strahlungen von den Häusern

fernzuhalten. Wir luden nie Menschen ein, von denen wir fühlten, daß sie keine gute Strahlung hätten (151 f.).

Schon seine von ihm lebenslang verehrte Kinderfrau, die er in allen Büchern unübersetzt "Njanja" nennt, hatte in Rußland, wenn doch einmal Menschen mit der falschen Strahlung im Haus gewesen waren, mit Räucherfaß und kräftigem Lüften die Reinheit wiederhergestellt. Er ist mit seiner Frau dem gefolgt, stand dabei auch in der Tradition der orthodoxen Geistlichkeit, die in Kirchen und Wohnungen Weihrauch duften läßt, "das wohlriechende Harz, das man Gott zu Ehren entzündet und dessen Wolken zum Himmel steigen, ein Element des Geistig-Seelischen" (*Tag und Tag ist guter Tag*, 1976, 37). So verbindet sich auch hier sein Handeln mit einem grundsätzlichen geistigen Wissen und seiner russischen Vergangenheit.

Am 22. April 1945 besetzte die Sowjetarmee diesen Teil von Berlin:

Die Willkür der Sieger herrschte jetzt auf den Straßen. Menschen wurden leichtfertig getötet, Männer wurden in die Kriegsgefangenschaft verschleppt, Frauen, junge und alte, wurden vergewaltigt (*Himmel in der Hölle*, 222).

Lindenberg, der in seinem Haus vielen Frauen mit kleinen Kindern Zuflucht gewährt hatte, wurde deshalb verhaftet. In der Nacht verhalf ihm seine Frau zur Flucht. Der nächste russische Kommandant hingegen übertrug ihm, der in sein Haus zurückgekehrt war, die Leitung eines Notlazarets und die Versorgung russischer Verwundeter (225). Die Zweisprachigkeit kam Menschen zugute. Lindenberg konnte seine Möglichkeit, mit den Russen zu reden, auch weiter einsetzen, um den Deutschen seines neuen Lebensbereichs, vor allem Frauen mit kleinen Kindern, das Überleben zu ermöglichen, beschaffte vom Kommandanten einen alten Lastkraftwagen und den unumgänglichen Passierschein dafür, beerdigte und behandelte Deutsche wie Russen, erhielt von den einen Lebensmittel, von den andern die notwendigen Papiere zur freien Bewegung. Nachdem sich ein gutes Vertrauensverhältnis entwickelt hatte, brach über Nacht eisige Kälte ein. Die betroffenen Russen sagten offen, sie hätten einen entsprechenden Befehl von oben erhalten. Lindenberg schaffte es, den zuständigen General selbst zu sprechen und die Genehmigung zu erhalten, weiter die inzwischen mehreren Hundert Frauen und Kinder zu versorgen (235). Die Not der Nachkriegszeit schenkte dem Emigrantendasein des Berliner Russen durch seine Sprachkenntnis und die schweren

Erfahrungen schlimmster eigener Gefährdung durch Bolschewiken und Nazis einen neuen Sinn: Humanitärer Einsatz gegen politische Verhetzung.

Danach ergab sich eine neue Form des Helfens über die Quäker. Als sie ihre Hilfsaktionen im ehemaligen Feindesland begannen, wählten sie Lindenberg in den Vorstand ihres Berliner Nachbarschaftsheims (240). Auch über seine Frau, die als Bildhauerin Beziehungen nach den USA und Frankreich hatte, kam im Laufe der Zeit Hilfe in das gemeinsame Haus und damit auch zu den Freunden. Als im Zusammenhang mit der Aufteilung Berlins in vier Sektoren die für Schulzendorf bzw. Heiligensee zuständige sowjetische Kommandantur abgezogen wurde, gehörte Lindenberg zu den Deutschen, die zum Abschiedessen eingeladen wurden (241). Damit war die Phase seiner Zusammenarbeit mit der russischen Besatzungsmacht abgeschlossen. Eine Tätigkeit im neuen Gesundheitsministerium der Sowjetischen Besatzungszone, im Gesundheitsamt von Tegel, als Redakteur von zwei medizinischen Zeitschriften, eine Inspektion der Gefängnisse im Auftrage des Justizministeriums der Sowjetischen Besatzungszone waren alles Arbeiten, die mit seinem Russentum nichts oder wenig zu tun hatten. Hier waren in jener ersten Nachkriegszeit nur Menschen gefragt, die tatsächlich und nicht vorgeblich im Hitlerreich keinerlei Funktionen ausgeübt hatten.

1947 endeten die Nachkriegs-Hilfsfunktionen. Lindenberg wurde aufgetragen, in dem neuerrichteten Evangelischen Waldkrankenhaus Berlin-Spandau ab 1.5.1947 die Station für Hirnverletzte – sein Spezialgebiet – zu übernehmen. Von nun an war er wieder Arzt.

Aber Lindenberg war nicht nur Arzt. Er verband in den folgenden fast fünf Jahrzehnten diese Arbeit mit seiner zweiten Berufung, der des Schriftstellers. Als erstes schloß er das seinem medizinischen Beruf nahe Buch *Tragik und Triumph großer Ärzte* ab, das er nach dem KZ geschrieben hatte. Schon hier richtet er den Blick über die einzelne Persönlichkeit auf das zeitlos Gültige, das die von ihm ausgewählten Ärzte verbindet: die Achtung vor den Menschen und die Bereitschaft, sich ganz in den Dienst am Nächsten zu stellen.

Das nächste Buch, das parallel im Kriege entstanden war, hieß in der ersten Auflage *Die Unvollendeten*, in der zweiten *Frühvollendete* (1966). Es geht um früh aus dem Leben geschiedene Dichter, und der Wechsel des Titels zeigt die geistige Entwicklung des Autors. Erst nach längerer Beschäftigung mit dem Thema erkannte er das Schicksalsmäßige, Gottgemeinte auch früher Tode und akzeptierte das Voll-

endetsein der Lebensbahn jener allgemein als "zu früh verstorben" empfundenen Menschen. In diesem Buch vermittelt er erstmals dem deutschen Leser seinen Blick auf die russische Kultur. Er hat Sergej Jessenin einbezogen, hätte auch Puschkin, Lermontow, Gribojedow oder Garschin wählen können, aber für Lindenberg ist die Einbeziehung des persönlich Erlebten in sein literarisches Schaffen typisch. Jessenin hatte durch Vermittlung Belys einmal einige Wochen bei den Lindenbergs bzw. Tschelischtschews gewohnt. Wolodja Lindenberg war damals vierzehn, Serjoscha Jessenin zwanzig. Es gab viel, was die beiden verband:

Sein Wort schenkte uns den Duft der Blumen und Gräser, das Wehen der Birken im Wind, [...] die verlorenen und verschütteten Paradiese der unverbognen Natur - Farben, Düfte, Ekstasen des Keimens, der Wonne des Tieres im Walde und den zärtlichen Hauch des Frühlingswindes (199).

Lindenberg hat ebenfalls eine sehr nahe Beziehung zur Natur, auch zu Tieren. Sein Essay steht außerdem unter dem Thema der Zerstörung des blonden genial dichtenden Bauernjungen in der Bohemewelt Petersburgs und Moskaus:

Der 'eiserne Gast' – die Maschinen, der Steinkoloß, der giftige Atem der Großstadt, das Unheimliche der Zusammenballung der Menschen ohne Himmel, ohne Grün der Blätter und Gräser, ohne brüderliches Getier – zertrat das große liebende Dichterherz. [...] Die Zivilisation, die über den unverdorbenen Bauernjungen ihre Schleier warf – Zylinder, Frack, Lackschuhe, Alkohol, Rauschgifte –, zerstörte den Menschen bis auf den Grund seiner mitleidigen Seele (199).

Im Hause Lindenberg-Tschelischtschew aber fühlte er sich wohl, genoß die Nähe der Natur, den religiösen Geist des Hauses und die Bereitschaft, ihm beim Lesen seiner "honigduftenden Gedichte" (209) zuzuhören. In der Emigration hat Lindenbergs Mutter Jessenin noch einmal gesehen:

In Zylinder und Frack, etwas angetrunken, erschien er in Berlin vor seiner alten Freundin Jadwiga. Sie erkannte den goldlockigen Jungen nicht wieder. 'Aber Serjoscha, was hat man nur aus dir gemacht, Lieber. Du bist ja ein geleckter Dandy geworden, wie ein Affe schaust du aus!' Und Tränen stiegen ihr in die Augen (222).

Lindenberg betont, wie der Einfluß der Isodora Duncan wesentlich zu seiner Zerstörung beigetragen hat. Durch Zitate aus Jessenins Werk und die Kraft seines dichterischen Berichts läßt Lindenberg nachempfinden, wie selbst Jessenins religiöser Halt brüchig wurde,

ehe er sich – psychisch zerstört – schließlich in grenzenloser Verzweiflung selbst tötete.

Kein anderer russischer Schriftsteller ist Lindenberg menschlich so nahe gekommen, aber er ist natürlich nicht nur in Berlin Schriftstellern begegnet. Im Zusammenhang mit Jessenin erzählt er von einer jugendlich-übermütigen Runde 1918 durch Moskau nach einer Lesung junger Dichter mit David Burljuk, Wladimir Majakowski und Wassili Kamenski (210 f.). Einige Jahre früher war Burljuk bei ihnen zu Gast gewesen:

Monokel im Auge, Pfeife im Munde, in einer grünen Jacke und knallroter Weste mit goldenen Knöpfen, malte er posierend Farben und Linien auf die Leinwand (*Marionetten*, 165).

Die breite Leserschaft erhält eine bildhafte Vorstellung von russischen Futuristen, dem Fachmann veranschaulichen diese Zeilen, was er vom Wort her kennt.

Seiner Begegnung mit Lew Tolstoi hat Lindenberg im ersten Band der Autobiographie *Marionetten in Gottes Hand*, ein eigenes Kapitel gewidmet: "ein ganz alter Mann mit weißem, zweigeteiltem Bart, im Russenhemd" (52). Das war etwa 1909, Lindenberg war sechs oder sieben Jahre alt. "Auf dem Schoß dieses alten Mannes, der sicher ein Heiliger oder der liebe Gott war, fühlte sich Bobik so sicher und geborgen wie selten zuvor". Natürlich hat der Junge wenig davon begriffen, wer da seine Mutter besuchte, er spürte dessen Leid und geistige Ausstrahlung. Im Buch erinnert er an Tolstois Familienproblematik, die zu seiner Flucht vor dem Tode führte, und läßt seine Mutter dem Kind erklären: "Weil er heilig ist, ist so viel Schwaches und Unheiliges in ihm, und er muß sehr, sehr viel leiden". Wieder gelingt es Lindenberg, dem Laien etwas aus der russischen Literaturgeschichte Wesentliches gleichsam nebenbei zu erzählen, dem Russen Vertrautes vom Buchwissen in Alltagsrealität umzusetzen.

Kaum sonst einmal in der russischen Literatur wird dem deutschen Leser das besondere Bewußtsein des russischen Adels so veranschaulicht wie in der von Lindenberg geschilderten Szene des Abschieds von seinem Vater (*Bobik im Feuerofen*, 1964). Alexander Tschelischtschew hatte nicht die Absicht zu emigrieren, er versuchte, sein Rußland im Kampf mit der Freiwilligenarmee gegen die Bolschewiken zu retten, wurde später auch in der Ukraine Minister, war länger in Haft. Er hatte die Uspenski-Kathedrale des Kreml als Abschiedsort gewählt. Als Bauer getarnt traf er sich mit seinem Sohn,

der auch einen lumpigen Schafspelz trug, an einem Tor der langen Mauer. "Inmitten der zerschossenen Mauern war die in das Tor eingelassene Ikone des Heiligen Nikolaus unversehrt geblieben". Sie gingen am Tschudowkloster vorbei, das ebenso wie diese Ikone später systematisch von den Erbauern des Paradieses auf Erden zerstört wurde. Erschüttert hielten sie am niedergebrochenen Kruzifix neben dem Kloster inne, die Scherben der roten Ikonenleuchte wirkten durch das ausgeflossene Öl wie frisches Blut. "Als ob sie ihn jetzt gekreuzigt hätten", sagte der Sohn zum Vater. Die Kirche betraten sie, "um vor der Ikone der Muttergottes von Wladimir, der Mutter der russischen Erde, Abschied zu nehmen". Lindenberg gibt seine Gedanken von jenem Augenblick wieder:

Seit achthundert Jahren hatten seine Ahnen und Verwandten und Millionen von Russen vor diesem wundertätigen Heiligtum gekniet. Er fühlte sich als winziges Teilchen dieses unermesslichen Volkes.

Nachdem der Vater ihn dort gesegnet hatte, gingen sie in die Archangelski-Kathedrale, wo eine große Anzahl russischer Zaren und Großfürsten beigesetzt ist. Vor dem Sarg des Dmitri Donskoi, für den sich ihr Vorfahre Michail (Brenko) am 8.9.1380 auf dem Kulikowofeld geopfert hatte (als Dmitri verkleidet die Tataren täuschend), nahm Alexander Tschelischtschew jenes Kreuz von seinem Hals und hing es seinem Erben um, das der Heilige Sergej von Radonesh 1380 Michail Brenko mit seinem Segen gegeben hatte. Eine solche Familientradition als Teil gelebter russischer Kultur, die in diesem Augenblick von den Bolschewiken zerstört wurde, kann uns im Westen nur mit Bewunderung erfüllen, sie dürfte auch im heutigen Rußland kaum noch anzutreffen sein. Viele Jahrhunderte war das Kreuz jeweils dem ältesten Sohn weitergegeben worden, jede Tschelischtschewfamilie trug das Wissen um die eigene Geschichte mit sich. Der letzte – Wladimir –, der durch die zerbrochene Ehe seiner Eltern sogar nicht mehr den Namen seiner Vorfahren trug, war sein letzter Besitzer (das Kreuz ging in Lindenergs wechselvollem Leben verloren) und derjenige, der diese Tradition im Wort bewahrte. Den Lesern Ende des Jahrhunderts hilft dieses Kapitel auch, den gesunden Kern des russischen Nationalismus zu erahnen, von dem manche nur die negativen Auswüchse wahrnehmen.

Alexander Tschelischtschew entschloß sich schließlich sehr zögernd, seiner Frau und seinem Sohn in die Emigration zu folgen. "Er kannte Berlin, hatte dort einige Jahre bei Humperdinck Musik stu-

diert" (*Bobik in der Fremde*, 269). Jadwiga bemühte sich um künftige Arbeitsmöglichkeiten im "Russischen Berlin", Wladimir reiste zu ihr, sie hielten bereits täglich auf dem Bahnsteig am Warschauer Zug nach ihm Ausschau, da kam die Todesnachricht: Ein noch von ihm geschriebener Umschlag mit einem Brief des Kiewer Priesters, der ihn nach dem Gefängnis aufgenommen hatte:

Wie unerforschlich sind doch die Wege Gottes. Er bereitet sich auf die Reise nach Deutschland vor, und Gott schickt ihn auf eine ganz andere Reise. Aber wir meinen, er war auf diese Reise mehr vorbereitet als auf die ins Ausland (272 f.).

Außerhalb des Politischen steht Lindenberg's Schilderung seiner Exerzitien im Rosenkreuzerschloß der Familie, der Eremitage bei Rybinsk. Diese "Reise nach innen" vom Jahre 1915, wie Lindenberg den auch selbständig veröffentlichten Teil in seinem Buch *Bobik begegnet der Welt* nannte (272-323), ist von größter Bedeutung für seine geistige Entwicklung. Die spirituelle Schulung hat ihm auch das Leben in der Nazi-Einzelhaft gerettet, wie er in *Himmel in der Hölle* schildert, aber innerhalb der russischen Kultur bildet das Erlebte und Erzählte eine Ausnahme, es gehört in den bei Lindenberg ebenso wesentlichen Bereich des übernational geistig Gültigen.

Weitgehend verallgemeinern lassen sich Lindenberg's Erlebnisse in der Kindheit und während der Machtergreifung der Bolschewiken – das Heranwachsen in einer religiösen, begüterten Familie, kirchliche Feste im häuslichen Kreis (wie bei Schmeljow), liebendes Verhältnis zur Kinderfrau (wie bei Puschkin) und eine beklemmende Mischung von Grauenhaftem, Lebensbedrohendem, Niedertracht, selbstloser Hilfe und schicksalsmäßiger Rettung während der Kämpfe nach dem Staatsstreich der Bolschewiken (wie sie viele Emigranten schilderten).

Zu den esoterischen Selbstverständlichkeiten gehören Wahrnehmungsformen, die den meisten Menschen verschlossen, mindestens unbekannt sind. Dazu gehören das Sehen mit dem inneren, dem dritten Auge und das Hören nicht physischer Stimmen. Für die frühen Ikonenmaler war dieses Wissen eine Selbstverständlichkeit, sie malten an die Ohren der Engel geschwungene Linien, setzten auf die Mitte der Stirn einen Schmuck, um beides anzudeuten. Lindenberg wußte darum, ehe er in die Eremitage kam. In der neueren russischen Literatur ist Daniil Andrejew derjenige Schriftsteller, der dieser vorwissenschaftlichen Geisteswelt am nächsten ist. Zu Lindenberg's Kulturschock nach der Übersiedlung gehört auch die durch das Vorherr-

schen der Ratio im Westen – und ganz besonders im Hause Lindenberg – bedingte Ablehnung oder Unkenntnis dieses Bereichs. Später hat er ihn in seinen Werken erhalten. In *Geheimnisvolle Kräfte um uns* hat er ein Kapitel den Pflanzen und Naturgeistern gewidmet, mit denen als realen, lebendigen Wesen zu leben ihn seine Njanja gelehrt hatte: “Brüder einer anderen Gattung” (22). Im russischen Volksbewußtsein ist der “Domowoi”, der Hausgeist, erheblich aktueller als etwa im Deutschen. Diese einfache russische Kinderfrau, die des Lesens und Schreibens unkundig war, konnte Naturgeister sehen, hatte eine nahe Beziehung zu den “Karliki” (= Zwerge, Heinzelmännchen): “Klein und fein sind sie und verspielt, sie freuen sich des Lebens, und sie hüpfen von einem Pilz zum anderen”, zitiert er sie. Lindenberg erzählt von den Hunden, die den Tod eines ihnen nahen Menschen im voraus wußten, was wiederum die Njanja erkannte. Hundebesitzer wissen um diese Gabe der Tiere. Lindenberg sagt über sein Medizinstudium, es habe seine Kenntnis bereichert, “aber niemals verloren für mich Pflanzen, Tiere und Karliki ihren Zauber, ihre geheimnisvolle Lebendigkeit und ihre nahe, helfende Beziehung zum Menschen” (30). Der Beitrag schließt mit einer kleinen Einordnung dieses eigenen, an Rußland gebundenen Wissens in die Kulturen der Welt.

Da Lindenberg als russischer orthodoxer Christ mit Ikonen und mit dem Gebet vor ihnen großgeworden ist und nach seiner Emigration unter dem Fehlen der Ikonen im Katholizismus und in der Evangelischen Kirche ebenso litt wie unter dem mangelnden oder einseitig künstlerischen Verständnis der russischen Ikonen, hat er nicht nur in einigen seiner Bücher über Ikonen geschrieben, sondern ist gern der Bitte des Verlages Urachhaus in Stuttgart gefolgt, ein eigenes Buch den Ikonen zu widmen:

Der östliche Christ ist undenkbar ohne seine Ikone. Sie ist schicksalsmäßig gefolgt, ein eigenes Buch den Ikonen zu widmen. mit ihm verbunden. Sie ist seine Behüterin, seine Fürbitterin, seine Begleiterin. Er lebt mit ihr (*Die Heilige Ikone*, 1987, 66).

Lindenberg ist nicht nur Arzt und Dichter, er ist auch bildender Künstler. Aus der Bonner Studentenzeit erzählt er von sich: “Am liebsten hätte er, wie die Malermönche in den Klöstern, Ikonen gemalt. Er hatte sich viel mit der Geschichte und der Kunst der Ikonenmalerei befaßt. Aber es schien ihm vermessen, sein Zimmer ganz mit sakralen Dingen zu schmücken” (*Bobik in der Fremde*, 130), denn für ihn war es selbstverständlich, daß es sich bei Ikonen “nicht um Kunstwerke im abendländischen Sinn handelt. Wenn es Kunstwerke sind”, so

schreibt er in seinem Buch *Die Menschheit betet* (1956, 161), „dann doch darum, weil die Heiligkeit, die Beschaulichkeit, die Demut und die strenge handwerkliche Kunst des schaffenden Mönchs das Werk zu einem Kunstwerk machen“. Dieses gelebte Wissen seiner russischen religiösen Kultur den Menschen im Westen nahezubringen, war er immer wieder erneut bemüht.

Ähnlich hatte der Verlag Herder in Freiburg erfolgreich die Bitte ausgesprochen, Lindenberg möge als orthodoxer, aber den Religionen der Welt offener Christ ein Buch über die russische Orthodoxie schreiben, keine gelehrte Abhandlung, sondern „Legenden und Geschichten aus dem heiligen Rußland, die er dann unter dem Titel *Der unversiegbare Strom* zusammenfaßte (1982). Da finden sich Kapitel über das für Russen besonders typische Erleben der Gegenwart Christi, ausgehend von der Emmaus-Begegnung, wie sie auch andere russische Schriftsteller – z.B. Fjodor Tjutschew, Sergej Jessenin oder Anatoli Kim – dargestellt haben, über „Heilige, Einsiedler und Mönche“, wie den „Lehrer Rußlands, den Heiligen Sergius von Radonesh“, und natürlich über „Das Bild als Transparent einer göttlichen Welt“, also die Ikone. Fast alle Themen hat er in früheren Jahren in anderen Büchern behandelt, manche ausschließlich, wie das „immerwährende Herzensgebet“ (*Yoga mit den Augen eines Arztes*, 1960, 175, 210, 220). Dort geht er auch auf eines der wichtigen Bücher der Ostkirche zum Herzensgebet ein „Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers“ (ebd.). Lindenberg wurde in der Kindheit „die Gnade zuteil“, mehrfach mit seiner Mutter Fahrten in das berühmte Kloster Optina Pustyn zum Starez Anatoli zu unternehmen und durch ihn „den Segen zu empfangen“ (*Mysterium der Begegnung*, 180). Gogol, Dostojewski, Tolstoi und viele andere hatten Wallfahrten zu diesem Kloster und seinen Starzen unternommen. Nach der Entweihung und Zerstörung durch die Kommunisten gehört es heute wieder der Kirche, aber es wird noch lange dauern, bis es erneut jene Strahlung und Weihe besitzt, die dort so viele Russen erfuhren – wenn dies überhaupt möglich ist. Lindenberg spürte gerade in diesem Kloster, daß er nicht nur die Kraft des ihn segnenden Starez aufnahm, sondern daß hier eine alte Tradition wirkte: „die Kontinuität dieser Welt [...], die Quellen des Seins, des Wissens, der Sittlichkeit“ (ebd.).

Der Zusammenbruch der Sowjetunion hat dazu geführt, daß er ganz allmählich wieder Kontakt zur russischen Heimat findet. Die Zeitschrift „Rodina“ druckte ein Kapitel aus seinem russischen Buch (*Tri doma*) ab (1990.11), die Zeitschrift „Strannik“ wählte ein anderes Ka-

pitel (1993.1). Verwandte aus dem Geschlecht der Tschelischtschews haben ihn besucht. Einige Verwandte, von denen er über 70 Jahre nichts gehört hatte, haben die Sowjetzeit insbesondere in Borowsk überstanden, so auch sein Anfang der 90er Jahre verstorbener Onkel Pjotr Alexejewitsch Tschelischtschew, der jüngere Bruder seines Vaters, mit dessen Frau er nun korrespondiert. Eine in Berlin wohnende Russin hat den ersten Band seiner Autobiographie übersetzt. Durch sie ist, wie er mir am 16.6.1995 erzählte, die Verbindung zu seinem Wohnort Girejewo wiederhergestellt. Inzwischen ist das ein Teil Moskaus. Das Lindenberg'sche Haus steht nicht mehr, dort sind Wohnblocks, aber die Kirche, der Wasserturm des Lindenberg'schen Anwesens und die damals künstlich angelegten Seen sind noch da. Einige Menschen dort drängt es danach, die Geschichte dieses Fleckens russischer Erde kennenzulernen, und sie befassen sich mit ihm und der deutschen Sprache. Noch ehe sie von Wladimir Lindenberg wußten, hatten sie die inzwischen von der russischen Auslandskirche heilig gesprochene Großfürstin Jelisaweta Fjodorowna, seine Patin, zu ihrer Schutzheiligen erkoren. Das hohe Alter, das Lindenberg erreicht hat, gewinnt auch Sinn für sein Rußland. Die geistige Brücke führt von Berlin zurück.

Lindenberg hat sich mit seinem literarischen Schaffen und mit seinem Leben in die russische Tradition gestellt, hat sich bemüht, diese im jahrtausendealten Kontext der Verbindung zwischen der geistigen und der körperlichen Welt, wie ihn alle Religionen vermitteln, weiterzugeben. Er hat viel zum Verständnis Rußlands in Deutschland beigetragen und das Gute in der Welt gemehrt.

Anmerkung: Reproduktionen von Bildern, die Lindenberg gemalt oder gestickt hat, Zitate aus seinen Büchern, Fotos eines Teiles seiner vielen Freunde, Zitate und Zeichnungen aus seinen Tage- und Skizzenbüchern sind zusammengefaßt in: *Wladimir Lindenberg. Ein Portait in Texten und Bildern*. Zusammengestellt und herausgegeben von Gertrud Züricher. München: Ernst Reinhardt Verlag 1993, 160 S. Einzelheiten zur Biographie, Charakteristiken seiner Bücher und ein Verzeichnis der Werke finden sich in: Wolfgang Kasack, *Schicksal und Gestaltung. Leben und Werk Wladimir Lindenberg's*, München: Ernst Reinhardt Verlag 1987, 302 S., ein knapper Abriß und weitergeführte Bibliographie in: ders., *Lexikon der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts*, München: Otto Sagner Verlag 1992; Lindenberg's Buch *Die Heilige Ikone* enthält meinen Artikel "Russische Geistigkeit im deutschen Raum. Die Ikone bei Wladimir Lindenberg" (S. 73-79).